

Albert Mayr

Beiträge in *seiner* Rubrik des ZpM

Kunst und Zeit /Kunst und Zeitpolitik/ Kunst & Kultur

ZpM 1, September 2003 Die Welt ist voller Zeitpolitik

Making an art of everyday times

Künstler/innen - besonders natürlich die Vertreter der Zeitkünste: Musik, Tanz, Theater, Film, Performance, aber nicht nur diese - haben sich immer wieder mit der Zeit als Dimension ästhetischen Gestaltens und ästhetischer Rezeption beschäftigt. Weniger beachtet wurde das Feld der Alltagszeit unter dem Gesichtspunkt eines möglichen ästhetischen Erlebens und Eingreifens. Die zwei amerikanischen Künstlerinnen Morgan O'Hara und Linda Montano haben bereits in dieser Richtung gearbeitet: Linda Montano: Eine Serie von O'Haras Arbeiten bestand aus den Visualisierungen ihrer täglichen Zeitaufwendungen für "Creation, Socialization, Education, Survival". Der Tag wurde als Kreis abgebildet, der in Sektoren unterteilt war. Diese wiederum waren in verschieden große Felder unterteilt, je nach dem Zeitaufwand für die vier Bereiche (dabei war Creation rot, Socialization grün, Education blau, Survival gelb). In einer anderen Reihe von Arbeiten beschäftigte sich O'Hara mit der Visualisierung von Raum-Zeitlichem, und zwar mit ihren Ortswechseln und denen von Anderen in verschiedenen Gebieten über verschiedene Zeiträume, wie im "Selbstporträt: 40 Jahre in Kalifornien", siehe Abb. 1. 1986 begann Linda Montano am New Museum of Contemporary Art in New York ein 7 Jahre dauerndes Projekt, dessen Kernstück eigentlich nur aus einer - von ihr gewählten - Periodizität bestand: am Ersten jeden Monats hielt sie sich in einem der Museums-Räume auf, war für Gespräche mit dem Publikum verfügbar und ging auch eigenen Arbeiten nach (s. unten).

Aktuelle Filme. What Time Is It There?

Um Zeitzonen, um den Versuch, räumliche Distanz durch eine künstlich herbeigeführte Synchronizität über 7 Zeitzonen hinweg wenigstens teilweise zu überwinden, geht es - neben vielem anderen - in dem Film "What Time Is It There?" des taiwanesischen Regisseurs Tsai Ming-Liang. Eine flüchtige Begegnung zwischen dem Straßenhändler Hsiao-Kang und dem Mädchen Shiang-Chyl vor deren Abflug nach Paris stiftet eine Beziehung, die Hsiao-Kang dadurch am Leben erhalten will, dass er eben selber sein Leben um 7 Stunden zurückstellt und das gleiche mit den Uhren auf öffentlichen Plätzen macht, die er irgendwie erreichen kann. Wie Bert Rebhandl schreibt, "macht Tsai Ming-Liang in der hochmodernen Kultur des urbanen Taiwan spezifische Zeitrechnungen auf" (5).

Tausend Uchronien sollen blühen ...

Aus dem oben kurz beschriebenen Film spricht u.a. Fantasie im Umgang mit der Zeit. Ich möchte in der Kulturrubrik des Magazins eine Unterrubrik lancieren, in der die Leserinnen des Zeitpolitischen Magazins ihrer Fantasie freien Lauf lassen können hinsichtlich utopischer - bzw. eben uchronischer - Wünsche nach Veränderungen im vorhandenen Zeitgefüge oder persönlicher Lösungen im Umgang mit vorgegebenen Zeitmustern. Es soll dabei nicht primär um konkret umsetzbare Vorschläge gehen. Vielmehr soll unsere in puncto Zeitorganisation ziemlich verkümmerte Fantasie (wieder) aktiviert werden. Zum Vergleich: Kaum jemand hat

Schwierigkeiten, etwa sein/ihr Traumhaus, dessen Lage, Einrichtung usw. zu beschreiben. Doch wenn wir gefragt werden, wie denn das ideale Zeitgefüge aussähe, in dem wir leben möchten, haben wir einige Schwierigkeiten. (Vorschläge an Albert Mayr timedesign@technet.it.)

M.O'Hara with S. Hewitt, "Formal Records of the Use uellen: 1. of Time and Movement through Space: a Conceptual and Visual Series of Artworks", Leonardo v.16/Nr.4, 1983, ss.265-272. 2. M

ZpM 2, Februar 2004 Leben Arbeit Zukunft

Schöneren Zeiten entgegen?

Die Zeit ist eben ein sehr subtiler Gegenstand, der mit feinen Fingerspitzen, ich möchte sagen: mit Takt angefasst werden will. Nicht umsonst ist Takt auch eine Bezeichnung für Zeitmaß. (Egon Friedell, Die Rückkehr der Zeitmaschine) Bei einem Streifzug durch ein Warenhaus, beim Durchblättern des Anzeigenteils einer Zeitschrift, beim Besuch eines Autogeschäfts: dauernd und eindringlich wird uns vor Augen geführt, wie wichtig das Ästhetische (oder wenigstens das, was man dafür hält) in den meisten Bereichen des täglichen Lebens geworden ist. Berufsgruppen wie Designer, Graphiker, Innenarchitekten, und Industriezweige, wie die Kosmetik- und Modefirmen, leben davon, dass wir uns die Verschönerung des Alltags und unseres eigenen Aussehens auch was kosten lassen. Doch beschränkt sich diese Ästhetisierung entweder auf Statisches, also auf Gegenstände, deren Aussehen wenigstens während ihrer Nutzungsdauer mehr oder weniger gleich bleibt, oder sie zielt darauf ab, im Falle der Körperverschönerung, unliebsame Veränderungen so weit als möglich hinauszuschieben oder zu kaschieren. Schönheit als Zustand, nicht als Prozess. Und was ist mit der Zeit in diesem Alltagsverschönerungsrausch? Sie bleibt draußen. Warum wohl? Bevor wir uns mit dieser Frage beschäftigen, machen wir einen Schritt zurück.

Können wir uns das überhaupt vorstellen: Schöne Zeiten? Ja, im übertragenen Sinn von Perioden des Friedens, Wohlstands und der sozialen Gerechtigkeit - aber im engeren, spezifisch zeitlichen Sinn? Was macht aus einem Verlauf einen schönen Verlauf, aus einer Dauer eine schöne Dauer, aus einem Takt einen schönen Takt? Die Kriterien dafür sind uns weitgehend verloren gegangen. Wir haben, schlicht gesagt, keine Alltagszeitkultur mehr. Durch dieses Defizit (wie auch durch andere, die aber nicht zum Thema gehören), kommt es, dass der Diskurs über wünschenswerte Zeiten auf das rein Funktionale eingeschränkt bleibt. Gutes Timing bedeutet für uns nur eine Abstimmung von Zeiten, die erfolg- und gewinnbringend ist und Konflikte vermeidet. Aber eine Zeitgestaltung, die durch das gelungene Zusammenspiel der Dauern, Periodizitäten, Häufigkeiten als solche Freude macht - ich bitte Sie, wir sind ja nicht im Mittelalter. Eben. Ohne Nostalgie sei daran erinnert, dass etwas Gutes an der guten, alten Zeit ein taktvoller Umgang mit der Zeit war (um mit Friedells Zeitreisendem zu sprechen). Dieser Takt, dieses Gespür bediente sich nicht in expliziter Weise der Parameter, die uns heute für die Beschreibung zeitlicher Gefüge geläufig sind, sondern bildete sich wohl auf eine Weise, über die wir nur Vermutungen anstellen können. Reste davon finden sich noch bei Randgruppen, Kindern, oder, formalisiert, in religiösen Ritualen. In den Zeitkünsten ist es ein wesentliches Gestaltungselement. Bedauerlich nur, dass davon (bisher) kaum was in die Gestaltung der Alltagszeit überschwappt ist – ein mögliches Betätigungsfeld für zeitbezogene Kulturpolitik, bzw. kulturbezogene Zeitpolitik.

Zeitverhandlungen in der Familie

Ein informeller Projektbericht

Es ist alles schon recht lange her, und die Unterlagen verstauben irgendwo in der Architektur-Fakultät in Florenz, trotzdem möchte ich kurz über den Teil eines Zeit-Projekts berichten, das zum Thema dieser Ausgabe Bezug hat. 1994 gab es eine Zusammenarbeit zwischen dem "Laboratorio per la progettazione ecologica degli insediamenti" an der Architektur-Fakultät in Florenz (in diesem Rahmen war ich für „das Zeitliche“ verantwortlich) und der Verwaltung des (relativ peripheren) Stadtviertels Nr. 4. An Zeit-Projekten, an denen die Studenten/innen mitarbeiteten, gab es in diesem Zusammenhang allerlei Verschiedenes: Zeitgeographische Erhebungen und Interviews beispielsweise - z.T. mittels einer „Zeitbude“, also eines Stands, den wir am zentralen Marktplatz des Viertels periodisch aufstellten und bei dem wir, ohne Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, die Bewohner nach ihren Zeit-Problemen befragten.

Einige Studenten beschäftigten sich in etwas systematischerer Weise mit einer Gruppe von Familien im Viertel. Sie berichteten, dass, wie so oft, ein zentrales Zeitproblem, an dem die Familien mit heranwachsenden Söhnen und Töchtern laborierten, die Einigung über die gemeinsam zu verbringenden Zeiten war – ein Thema, das in Italien, wo die Familienbindungen stärker betont werden, wichtiger ist als anderswo. Die Studenten und ich arbeiteten ein Schema aus, das nach den Parametern der Dauer (Wie lange?), der Lage (Wann?) und der Häufigkeit (Wie oft?) gegliedert war und wo die Verhandlungsparteien (Eltern und Kinder) ihre subjektive Gewichtung der jeweiligen Konfliktobjekte eingeben konnten. Somit hatten sie ein Instrument zu Verfügung, das die Familienmitglieder anhielt, die zeitlichen Abstimmungskonflikte zu analysieren, sich über ihre zeitlichen Präferenzen klarer zu werden. Zugleich wurden die sonst meist approximativen Kompromisse auf diesem Gebiet durch dieses Instrument etwas präzisiert. Ein Beispiel: gemeinsames Mittagessen am Sonntag. Eine Konzession von Seiten der Eltern im Parameter der Frequenz (etwa 2 mal statt 3 mal im Monat) konnte von den Kindern im Parameter Dauer (etwa bis 16:30 statt nur bis 15:30 zusammen bleiben) oder im Parameter des Wann? kompensiert werden. Und, so die Rückmeldungen der Familien an die Studenten, es schien zu funktionieren.

Verfallzeit von Bildung

In der vom traditionellen Schulsystem untermauerten Vorstellung ist Bildung ein mehr oder minder statischer Besitz, den man im Lauf der Jahre akkumuliert. Kritik daran kommt seit langem unter anderem aus Bereichen der Kunst, auch aus der experimentellen Kunst, etwa wenn gefordert wird, auch etablierte Kulturgüter immer wieder nach dem Prozesshaften zu hinterfragen. Seit einigen Jahren wird die konventionelle Vorstellung nun von anderer Seite unterlaufen: In den Trends zu „Ausbildung statt Bildung“ und „Lebenslangem Lernen“ erscheint ein veränderter Zeitbezug im Umgang mit der Speicherung von Bildungsgütern.

Während vormals selektives Löschen angenommen wurde, also gewisse Inhalte nach subjektiv oder allgemein als gültig erachteten Kriterien dem Vergessen überlassen wurden, gilt jetzt strikt das FIRST IN, FIRST OUT: Wissenswert ist alles nur für eine bestimmte Zeit, und danach gilt es automatisch als veraltet und nicht mehr speicherwürdig. Verstärkt wird dieser Trend durch die rapide technische Entwicklung, die Apparaturen in immer kürzerer Zeit obsolet werden lässt. Während dies bei Waschmaschinen und Computern relativ unproblematisch ist, hat es in der Kunst oft gravierende Folgen. Und zwar auf zwei Ebenen: - Medienkunst-Arbeiten, die auf „veralteten“ Trägern gespeichert sind (LPs, frühe Videos, u.ä.) werden nur in begrenztem Ausmaß auf die neuen Träger übertragen, und nur wenn die Verkaufschancen groß sind. Nischenprodukte, etwa der Avantgarde, auf veralteten Trägern sind praktisch nicht mehr verfügbar. Arbeiten, die nicht mehr hergestellte Apparaturen live einsetzen (z.B. analoge Audio Elektronik), können nicht mehr aufgeführt werden. - Zusammen mit jedem Stück Apparatur, das auf dem Müll landet, geht auch ein Stück nicht nur technisch/handwerklicher, sondern auch ästhetischer Tradition verloren, die Tradition, die an die spezifischen Möglichkeiten und Grenzen der jeweiligen Apparatur gebunden war.

ZpM 6, Dezember 2005 Zeit ist Leben

Zur Tagung ART AND TIME an der Australian National University, Canberra, 3.-4. November 2005

Bei Zeit-Tagungen werden die künstlich-künstlerischen Zugänge zu Zeit meist eher am Rande, wenn überhaupt, verhandelt. Die School of Humanities und das National Institute of the Humanities & Creative Arts der Australian National University haben nun eine kleine, aber dichte Tagung ausgerichtet, die ganz dem Thema Kunst und Zeit gewidmet war. Bedauerlich war, dass von den insgesamt 45 ReferentInnen es nur sieben waren, die professionell künstlerisch tätig sind. Dies führte zu einem gewissen Übergewicht von philologisch-philosophischen Betrachtungen über Werke und Theorien, von welchen sich sagen ließ, „they had stood the test of time“ (etwa Dantes Göttliche Komödie, die Malerei der Impressionisten, Bergons kunsttheoretische Überlegungen). Allerdings kamen auch weniger weit zurückliegende Themen zur Sprache (wie etwa „The Politics of Mythical Time in Heiner Müller’s Medea“, oder „The Operation of Time in Tennessee Williams’ The Glass Menagerie“, oder „The Issue of Time in Quatrain II by Toru Takemitsu“), doch gab es weniger Darlegungen zu aktuellen Auseinandersetzungen mit der Zeit im Schaffensprozess. In verschiedenen Beiträgen waren zeit-kultur-politische Aspekte präsent, über die (und deren Implikationen) kurz berichtet werden soll. Sixto Castro unterschied in „Art, Eternity, Aevum, Time“ zwischen klassischer Kunst, die darauf angelegt war, zeitlos gültig zu bleiben und deren Genuss uns der Alltagszeit enthebt, also einer „ars aevi“, und den zeitgenössischen Kunstformen, die sich in den Zeitfluss und sich ihm stellen, also einer „ars temporis“. (In diesem Zusammenhang wäre der polnische Kunstphilosoph Jan Swidzinski zu nennen mit seiner Theorie einer „Contextual Art“, die, gerafft, behauptet, ein bestimmtes Werk sei nur in einer bestimmten Zeit, an bestimmten Orten, in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten Kunst.) Wenn man Castros (und Swidzinskis) Thesen folgt, stellt sich die kulturpolitisch relevante Frage nach der adäquaten Zugänglichmachung und Vermittlung solcher Kunst; ein Museum, sei es noch so innovativ angelegt, nimmt sich in seiner Monofunktionalität und zeitlichen Beständigkeit da eher anachronistisch aus. Im

Referat von Frank Thirion, „The Depiction of Historical Time in the Art of Paddy Fordham Wainburranga“, ging es darum, wie die Rembarrngna-Bevölkerung in Arnhem-Land den Ausbruch und die Geschehnisse des 2. Weltkriegs aus ihrer Sicht erlebte und wie sich diese Sicht in den Arbeiten des dortigen Künstlers Wainburranga niederschlug; also um Regionale und thematische Gruppen der Kunst als einer Möglichkeit, die von der offiziellen Geschichtsschreibung abweichenden Deutungen zeitgeschichtlicher Ereignisse durch Minderheiten festzuhalten und weiterzugeben. Eugenie Keefer-Bells Beitrag „Tea and Temporality“ beschäftigte sich mit den visuell-räumlichen und zeitlichen Aspekten der japanischen Tee-Zeremonie. Es drängte sich die Frage auf, warum in der heutigen westlichen Zivilisation ein, im positiven Sinne, zeremonieller Umgang mit der Zeit kaum mehr vorstellbar ist. Vielleicht sollte dieses Thema Eingang in die Zeitpolitik finden. Die Keramik-Künstlerin Janet DeBoos sprach über „Boredom and the Creative Act“ und wie sich der zweite aus dem ersten entwickelt. Eine überlegenswerte Fragestellung in ihrem Beitrag war die nach der Beziehung, im Falle handgefertigter Produkte, zwischen der „Zeit des Herstellers (meine Zeit)“ und der „Zeit des Gebrauchers (deine Zeit)“, eine Beziehung, die bei maschinengefertigten Produkten bedeutungslos geworden ist. Schließlich: der Beitrag des Berichterstatters, „Making an Art of Everyday Times“, wurde freundlich aufgenommen.

ZpM 7, Mai 2006 Zeit für Pflege

As slow as possible

Ungefähr zur gleichen Zeit, in der diese Ausgabe des ZPM auf Ihrem Monitor erscheint, nämlich am 05.05.06, tritt in John Cage's Orgelstück ASLSP (As Slow As Possible) eine Wende ein, bzw. findet ein neuer "Impuls" - wie es in der Beschreibung heißt - statt: aus dem Akkord aus e, e', a', c", fis", gis", der seit dem 05.07.05 aus der Orgel im Halberstädter Dom erklingt, werden die Töne e und e' weggenommen, die übrigen werden bis zum 05.07.08 weiter klingen und dann um die Töne c' und as' bereichert werden.

Begonnen hat die 'Aufführung' am 05.07.01 (zu Cages 89. Geburtstag). Sie soll 639 Jahre dauern. Wechsel in der Kombination der Töne finden höchstens zweimal in einem Jahr statt, einige Jahre werden gar übersprungen (s. www.john-cage.halberstadt.de)

Dank dem, auch Nicht-Musikern geläufigen, Namen von Cage gab es, besonders in den ersten Zeiten, ein beachtliches Medien-Echo; dort waren u. a. feinsinnige Überlegungen zu lesen zur Wiederentdeckung der Langsamkeit in unserer schnelllebigen Post-Moderne. Doch hat Cages Stück trotz des Titels bei genauerem Hinsehen mit Langsamkeit nichts zu tun. Es ist einfach ein unheimlich langes Stück, in dem recht wenig passiert. Die Tasten werden mechanisch niedergehalten, es fehlt also ein Bezug zu menschlicher Motorik und Verrichtungs-Zeitlichkeit (auf Grund derer wir schließlich, für unsere Spezies, 'langsam' definieren können). Auch ist keine Anhör-Situation vorgegeben, Besucher schauen - im Rahmen der Öffnungszeiten des Doms - vorbei, bleiben so viel, oder so wenig, sie wollen. Ein treffenderes Beispiel für "So langsam als möglich" liefert etwa die Komponistin Pauline Oliveros (um bei der experimentellen Musik zu bleiben) in ihrer *Sonic Meditation VII* für SpielerInnen mit, u.a., Steinen in den Händen. In den Instruktionen der Verbalpartitur heißt es:

"... Sit in a circle with persons facing in and out alternately... Begin the meditation by establishing mentally a tempo as slow as possible. Each person begins independently to

strike the rocks together full force maintaining the imagined tempo..."

Wer das mal in einer Gruppe, oder gar vor einem Publikum versucht hat, konnte die vielschichtige Problematik des (wirklichen) "as slow as possible" ganz direkt erleben.

Cages Stück liefert aber Anregungen für Überlegungen zum Verhältnis zwischen den Zeiten der (aufgeführten) Musik und den jeweils geltenden gesellschaftlichen/wirtschaftlichen zeitlichen Normen und Usancen. Überlegungen, die hier nur gestreift werden sollen. ASLSP sprengt den Rahmen dieser Normen und Usancen auf radikalste Weise, bis hin zur Unwirklichkeit. So werden etwa Autorenrechte (für die E-Musik) im Allgemeinen auf Grund der Dauer eines Stücks berechnet. Nicht auszudenken, welche astronomische Summen Cages Erben in die Taschen fließen würde, wenn diese Regelung Anwendung fände. Doch abgesehen von solcher finance-fiction: Es ist festzustellen, dass auch die avancierte Musik, unbeschadet ihrer sonstigen umstürzlerischen Tendenzen, es sich mit den konventionellen Zeitschablonen gerichtet hat. Hinsichtlich der Dauern herrschen seit Jahrzehnten die 10- bis 20-Minuten-Stücke vor

(ja, es gibt natürlich auch Klanginstallationen, die Stunden dauern, aber die führen nach wie vor ein marginales Dasein). Anton Weberns Stücke mit Dauern unter einer Minute liegen inzwischen über hundert Jahre zurück, Erik Saties *Vexations* - auf ganze 28 Stunden angelegt - gar noch mehr.

Auch hinsichtlich des 'Wann', das stark mit dem 'Wo' gekoppelt ist, bleiben auch die radikalen Komponisten dem vertrauten, abendlichen Konzert treu. Kleine Nischengruppen, etwa in der New Yorker downtown-Szene, versuchen manchmal, dies aufzubrechen; in Anlehnung an die genauen Vorschriften der indischen Musik, laut denen bestimmte Stücke nur zu gewissen Tages- und/oder Jahreszeiten gespielt werden dürfen, veranstalten sie Aufführungen etwa um 6h morgens mit eigens dafür konzipierten Arbeiten. Aber wie gesagt, es sind Nischen-Phänomene.

Und dem gegenüber steht die zeitliche Anarchie bei den von Tonträgern gespielten Musiken.

Zu hoffen bleibt, dass Cages ASLSP seinen jüngeren Kollegen einige Denkanstöße zu diesem Themenkreis vermittelt

ZpM 8, Dezember 2007 Zeit ist Leben

Die Pause im Zeit-Design

Pausen sind uns etwas Vertrautes, von Zeit-Design hingegen hat man bislang wenig gehört. Ist Pausieren eine Kunst? Das Wort Kunst wirft zwei Arten von Fragen auf. Erstens: können wir so pausieren, wie wir eigentlich möchten? Zweitens: Was ist das Künstliche an unseren Pausen? Und was ist das Künstlerische daran, oder könnte es sein?

Künstlerisch gestaltete Zeit ist für uns Heutige nur in den Zeitkünsten angesiedelt, also in Musik, Theater, Film, Performance. Dort wird Zeit ausschließlich nach *formalen* Gesichtspunkten gestaltet; funktional ist in der Kunst das, was den formalen Zielsetzungen am besten entspricht. Im Alltag haben hingegen formale Kriterien beim Umgang mit Zeit (noch) nichts zu suchen. Dort unterliegt Zeit anderen Funktionskriterien. Der Besuch und der Genuss von Zeitkunst-Veranstaltungen dient uns ja auch dazu, diesen Kriterien für eine Weile enthoben zu sein. Aber wie schauen sie eigentlich aus? Es mag müßig scheinen, ausführlich darauf einzugehen, schlagen wir uns doch tagtäglich mit ihnen herum. Dennoch

gebe ich eine kurze Beschreibung als Hintergrund, um über andere, zum Teil in Vergessenheit geratene, zum Teil noch zu konstituierende Kriterien nachzudenken:

- Eines der Kriterien ist *die Maximierung von Leistung pro Zeiteinheit*. Die immer intensivere Nutzung von menschlicher und maschineller Arbeit; die Beschleunigung von Verrichtungen, der Fortbewegung von Menschen und des Transports von Gütern und Informationen.
- Ein zweites Kriterium: *Wie lässt sich (verkaufte und gekaufte) Zeit am einfachsten verrechnen?* Das bringt mit sich: Die weitgehende Beschränkung von Zeitverhandlungen auf linear quantifizierbare Einheiten und die starre, exklusive Zuweisung von zeitlichen Feldern an menschliche Tätigkeiten, Hand in Hand mit der fortschreitenden Monofunktionalität von Räumen.
- Schließlich: *Wie lassen sich menschliche Tätigkeiten am wirksamsten zeitlich koordinieren, auch über große Entfernungen hinweg und ohne direkten sensorischen Kontakt zwischen den beteiligten Personen?* Lokale Zeitbezugssysteme (Tageszeiteinteilung, Kalender und lokal bedeutsame Zeitpunkte) werden weitgehend abgeschafft, Zeitmessungen werden von Umwelteinflüssen und gemeinschaftlicher Umweltwahrnehmung unabhängig standardisiert.

Alltagszeit - die Zeit außerhalb der Zeitkünste -, ist also nicht dazu da, dass man sie genießt. Daher herrscht ein wohlbekanntes Unbehagen an der Zeit vor. Vergleichen wir damit, was Claude Larre über den "Geschmack der Zeit" in der alten chinesischen Kultur schreibt: "Die Qualität der Zeit wurde in gleicher Weise auskostenet wie die von Tee, von Papier, von Seide oder von andern tausend Dingen, die das Leben anziehend machten". Es kann jetzt nicht darum gehen, vergangenen Zeiten nachzutruern oder ihre Rückkehr herbeizuführen. Doch kann die Betrachtung von Zeitmustern, die nach anderen Kriterien als denen unserer jetzigen Arbeitsgesellschaft entstanden sind, für ein Nachdenken über Pausen nützliche Ansatzpunkte liefern. Wir können dabei von drei einfachen, aber grundlegenden zeitlichen Parametern ausgehen: dem *Wann?*, dem *Wie oft?* und dem *Wie lange?*

Ich werde das an einer bestimmten Art von Pausen zeigen, den Festtagen, der Art und Weise, wie solche Tage im Jahreszyklus verteilt sind und der Beschaffenheit ihres zeitlichen Umfelds. Dabei wird es nicht um Entstehung und Bedeutung der Festtage gehen, sondern um die formale zeitliche Struktur, in die sie eingebettet sind.

Wann? 1984 drehte ich einen experimentellen Dokumentarfilm mit dem Titel "Von Zeiten und Leuten". Er versuchte, etwas von den natürlichen und sozialen Rhythmen eines Südtiroler Gebirgstals einzufangen. Ein wichtiger Aspekt war dabei der Kalender, also die Gliederung des Jahres, besonders die Verteilung der Festtage und sonstigen arbeitsfreien Tage. Viele Bewohner des früher rein agrarwirtschaftlichen Tals arbeiten inzwischen im Handel, in den Dienstleistungen oder fahren als Pendler zur Industriearbeit in die Stadt. Ihr Kalender, also ihre tagesmäßige Pausenverteilung, folgt dem Standard-Schema dieser Erwerbsarbeiten. Doch wurde bei den Bergbauern in Ansätzen noch der traditionelle lokale, kirchlich-bäuerliche Kalender eingehalten, der bis nach dem 2. Weltkrieg verbindlich gewesen war. Die Frage nach dem *Wann* ist hier zugleich die Frage nach dem *Wie oft?* Während beim traditionellen Kalender in diesem Bergtal in 34 Wochen neben dem Sonntag viele zusätzliche Festtage anfallen, ist dies beim standardisierten Kalender nur in fünf Wochen der Fall, und die arbeitsfreien Tage sind im August, dem üblichen Ferienmonat in Italien, angehäuft.

Nun die Frage nach dem *Wie lange?* Wir können sie mit der Frage verbinden, wie in Pausen hineingegangen und wie aus ihnen herausgegangen wird. Das zeittechnische Repertoire der Arbeitswelt kennt (fast) nur das abrupte, einer Rechteckschwingung vergleichbare Umkippen von Arbeitszeit zu Nicht-Arbeitszeit und zurück. Ganz im Sinne der einfachen

Verrechenbarkeit der beiden Bereiche werden diese unmissverständlich voneinander abgegrenzt. Wie dann der Einzelne mit diesem Umschlagen von einem Zustand in den anderen fertig wird, ist seine Sache. Zu den christlichen Hochfesten werden wir hingegen durch graduelle Einschwingperioden hingeführt, z. B. den Advent, der uns schrittweise nach Weihnachten bringt, und von ihnen durch ebenso graduelle Ausschwingperioden wegbegleitet, so die fortschreitend distanzierteren Feste der Nachweihnachtszeit, die uns wieder zum Alltag führen. Wie lange dauert also Weihnachten genau? Von dem Kommerzialisierungsunfug, den Beginn der Weihnachts-Einkaufperiode schon kurz nach den Sommerferien anzusetzen, wollen wir einmal absehen. Anzumerken wäre noch, dass inzwischen auch die Arbeitswelt begonnen hat, die Vorteile gradueller Ein- und Ausschwingvorgänge zu entdecken, etwa in den Modellen, die einen schrittweisen Eintritt ins Rentenalter vorsehen.

Fassen wir zusammen: Im christlichen Jahreszyklus folgen das Wann?, das Wie oft?, das Wie lange? der Pausierungseinheiten 'Festtage' einem Muster, das nicht nur ästhetisch ansprechend ist, sondern auch den biologischen und psychologischen Gegebenheiten des Menschen besser entspricht als das kalendarische Schema der Arbeitswelt. Das Kirchenjahr-Muster ist also vom formalen und vom funktionalen Gesichtspunkt her besser, es hat, kurz gesagt, ein besseres *Design*, wie immer man zu den Inhalten stehen mag. Denn darum geht es beim Zeit-Design: um die Verbindung, die Durchdringung von formalen und funktionalen Aspekten.

Die als gesellschaftlich funktional erachteten Kriterien wären aus verschiedenen Blickwinkeln zu hinterfragen, aus dem ökologischen, dem chrono-biologischen, u. a. Der diesen Kriterien zugrundeliegende stark verinnerlichte asketische Zugriff zur Zeit wäre zu relativieren, handelt es sich doch um eine historisch relativ neue, geografisch und kulturell beschränkte Errungenschaft. Stellen wir dem andere Kriterien gegenüber, etwa solche, die Zeitordnungen wie dem christlichen Kalender zugrunde liegen: Wie lassen sich die Abläufe menschlicher Tätigkeiten in ein größeres, unmittelbar menschliche Belange überschreitendes, zeitliches Gefüge integrieren? Wann ist, unter diesem Gesichtspunkt, der günstigste Zeitpunkt, eine bestimmte Tätigkeit zu beginnen, sie zu beenden? Was sind, unter diesem Gesichtspunkt, die angemessensten Dauern, Geschwindigkeiten, Häufigkeiten, Reihenfolgen, Gleichzeitigkeiten, Überlagerungen menschlicher Tätigkeiten?

Die Frage, in welchem Maße solche Kriterien heute anwendbar wären, muss ich hier offen lassen. Vielmehr werde ich mich schrittweise den formalen Kriterien des Zeit-Design zuwenden. Grundsätzlich: Warum soll die Gestaltung und Planung der Gesellschaftszeit nicht (wieder) zum Arbeitsfeld schöpferischer Fantasie werden? Dazu Mitscherlich: "Wo keine Fantasie an der Gestaltung der Gruppenbeziehungen wirksam ist, wo die Dynamik dieser Beziehungen nicht beflügelt wird durch Kühnheiten des Versuchs, da bleibt dem Einzelnen nur der Rückzug in archaisches Wunschträumen, das ohne starken Widerstand in dumpfes Handeln umgesetzt werden kann."

Zurück zu der Ausgangsfrage nach den Pausen, genauer der Frage, ob wir mit Hilfe unserer Fantasie in die Lage kommen, aus den Pausen unseres Alltags etwas Kunstvolles zu machen und Pausen konkret in den Mittelpunkt des zeitplanerischen Gerüsts zu stellen. Zeit-Design arbeitet mit den vorher erwähnten zeitlichen Parametern, also Dauer, Geschwindigkeit, Häufigkeit, Reihenfolge, Gleichzeitigkeit, Überlagerung, usw. und betrachtet sie als Elemente einer kompositorischen Syntax, in ähnlicher Weise, wie es in der Musik geschieht. Zeitdesign

im individuellen Alltag bedeutet, etwas Konzentration darauf zu verwenden, die komponierte Gestalt eines Tagesablaufs als solche zu erleben und entstehen zu lassen. Vielleicht wird uns dann das soziale Alltagsleben zu einer ausgedehnten Komposition oder einem langen, rhythmischen Gespräch, etwa im Sinne von Heinz Zimmermann, der von dem "Gespräch als Vorschule einer künftigen sozialen Kunst" spricht, "einer Kunst, die als Zeitkunst menschliche Beziehungen gestaltet".

Claude Larre, "The empirical apperception of time and the conception of history in Chinese thought" in *Cultures and Time*. Paris, The Unesco Press, 1976, S.36.

Albert Mayr, *Von Zeiten und Leuten: am Beispiel Sarntal*. Dokumentarfilm (46') - RAI Bozen / PROFI Film, 1985.

Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1965, S. 41.

Heinz Zimmermann, *Sprechen, Zuhören, Verstehen in Erkenntnis- und Entscheidungsprozessen*. Stuttgart, Verlag Freies Geistesleben 1991, S. 92.

ZpM 9, Januar 2007 Mahl-Zeiten

Zeit und Geschmack

Hier geht es nicht um den Zeitgeschmack, nicht um die mehr oder weniger hektisch aufeinander folgenden Moden, sondern um die Gustatorik, also den Geschmack als Sinn, und seine Beziehungen zur Zeit. Geschmack ist einer der Sinne, die an das Hier und Jetzt gebunden sind; geschmackliche Stimuli oder Informationen lassen sich nicht transduzieren, also in binäre Folgen zerlegen und codieren, wie das bei Bild und Ton möglich ist, die sich fast unbegrenzt speichern, abrufen und übertragen lassen. Ein Großteil der Bilder und Klänge, die uns Informationen für das tägliche Leben liefern, die es oft weitgehend bestimmen und aus denen sich das formt, was wir Bildung nennen, sind von Ort und Zeit ihres Entstehens losgelöst. Dagegen ist beim Fühlen, Riechen und eben Schmecken der Sinneseindruck nicht codier- und übertragbar, sondern immer „live“. Gastronomie-Seiten der Zeitungen und einschlägige Fernsehprogramme üben sich zwar in manchmal eindrucksvollen Beschreibungen, aber schon Grillparzer mokierte sich über die Unzulänglichkeit eines „erzählten Mittagessens“. Ein für den Geschmack spezifischer zeitlicher Aspekt ist die Beziehung zwischen der Dauer des Stimulus-Entzugs (also schlicht gesagt, des Hungers) und der Schärfung der Wahrnehmung für die wesentlichen vom Menschen unterscheidbaren Geschmackskategorien, also Saures, Bitteres, Salziges, Umami, Süßes. Während die gängige Vorstellung die ist, dass man bei Heißhunger alles irgendwie in Reichweite liegende Essbare wahllos in sich hineinstopft, wurde nachgewiesen, dass Nahrungsentzug die Unterscheidungsfähigkeit für die erwähnten Kategorien (mit Ausnahme des Bitteren) erhöht. Entsprechende Nachrichten gibt es nicht für die anderen Sinne. Mehr als andere Sinne scheint das Schmecken, soll es zum positiven Erleben werden, gewisse zeitliche Vorgaben zu verlangen. Den Rollmops, den die meisten nicht unbedingt als Teil des Frühstücksbuffets goutieren würden, verzehren wir genussvoll am späten Nachmittag. Auch in der Reihenfolge der Speisen gibt es, in unserem Kulturkreis wenigstens, Unumstößliches. Bei Vor- und Hauptspeisen und den Beilagen können die ersten Kategorien relativ zwanglos gereiht und kombiniert werden, aber die Süßspeise hat am Ende zu stehen („dulcis in fundo!“). Auf einer höheren (nicht auf den unmittelbaren Genuss ausgerichteten) Ebene und in größeren zeitlichen Maßstäben finden wir die rituelle Rhythmisierung von

geschmacklichen Stimuli, die – im Tages-, Wochen-, Monats- und Jahreszyklus viele Religionen vorschreiben. Zum Teil sind darin schon die durch die natürlichen Bedingungen (verschiedene Reifungszeiten, bzw. Verfügbarkeit verschiedener Nahrungsmittel u. ä.) vorgegebenen Rhythmisierungen eingebunden, zum Teil sind sie eigenständige Zeit-Design-Leistungen der jeweiligen Religion. Die natürliche Rhythmisierung unserer Nahrung haben wir inzwischen erfolgreich aus der Welt geschafft – ein, auch unter dem Gesichtspunkt der ökologischen Belastung durch den Transport, eher fragwürdiger Fortschritt. Sogar ein „globalisierter“ Meisterkoch wie Paul Bocuse beklagt dieses Wegfallen als einen Verlust. Neue, quasi-rituelle Rhythmisierungen werden von den Anhängern bestimmter Diäten praktiziert. Doch, wer weiß, vielleicht könnte die Rhythmisierung des Gustatorischen auch ein zeitpolitisches Anliegen werden ...

Anmerkung zu „dulcis in fundo“: Eine Ausnahme ist in Frankreich bei größeren Mahlzeiten noch immer recht verbreitet: das „trou normand“, ein leicht verdauliches Zwischendessert, vor allem Eisspeisen. In einer Pause zwischen schwereren Entrées und dem Hauptgang wird dadurch der Appetit neu angeregt. Ursprünglich wurde ein Gläschen Calvados gereicht, heute häufig ein mit Calvados übergossenes Sorbet. Benjamin Herkommer

ZpM 11, Dezember 2007 Mach mal Pause

Musik ohne Pausen und eine Pause als Musik

Das 20. Jahrhundert hat uns, was Pausen (in) der Musik angeht, zwei Extreme beschert. Eines davon ist eher Insidern bekannt, nämlich *John Cages 4'33"* (1952), bei dem in allen drei Sätzen der Pianist die Angabe "Tacet" zu beachten hat. Dem anderen Extrem, nämlich der pausenlosen Beschallung durch Konservenmusik, ist wohl jeder von uns häufig ausgesetzt. Die bei der Uraufführung von *4'33"* noch vehemente Schockwirkung ist inzwischen natürlich längst verblichen, die Dauerbeschallungen werden inzwischen von Vielen gar nicht mehr bewusst wahrgenommen; Andere nehmen sie, teils volentes, teils nolentes, hin; eine kleine Elite, die sie als nervtötend empfindet, muckt von Zeit zu Zeit dagegen auf, mit, wie man weiß, recht beschränktem Erfolg.

In beiden Fällen entzieht sich Musik einer ihrer vornehmlichsten Aufgaben, nämlich Zeit differenziert zu artikulieren und erlebbar zu machen. *4'33"* von *John Cage* gibt einfach einen zeitlichen Rahmen vor, wobei das, was innerhalb des Rahmens passiert, durchaus als Musik gewertet werden kann, doch wird es in seinen Qualitäten (auch den zeitlichen) eben nicht durch Musik bestimmt. Die *kommerziellen Beschallungen* verwenden im allgemeinen Musikstücke, die nicht für eine Dauerberieselung bestimmt waren, sondern wenigstens von ihrem Aufbau her erkennbar Anfang und Ende haben und nach dem Ende eine Pause verlangen: Applaus, kurzes Verschnaufen der Musiker, usw. Erst so eine Pause gibt dem nachfolgenden Neuanfang die ihm zustehende Prägnanz. Aber gerade der ununterbrochene Klangfluss von Musikbeschallung soll verhindern, dass beim (auch unwillentlichen) Hörer durch eine Pause ein Innehalten entsteht, das gar in die Frage münden könnte: "Was mache ich eigentlich hier?"

Doch gibt es auch in der Avantgarde pausenlose Dauerbeschallungen, auch solche, in denen (fast) gar nichts passiert, wie in *La Monte Youngs Dream House*, bei dem nur konstant reine

einfache Intervalle erklingen. Im Unterschied zu den kommerziellen Beschallungen sind diese Stücke gezielt auf diese Präsentationsmodalität hin angelegt.

Pausenlose (hörbare) Musik gibt es natürlich erst, seit elektroakustische Klangquellen oder Tonträger den Menschen die Arbeit abnehmen (können), mit der Stimme oder durch die Handhabung komplizierter Gerätschaften musikalische Schwingungen zu produzieren. Andererseits gab es in der pythagoräischen Tradition bis hin zu Kepler die Vorstellung einer notwendigerweise pausenlosen (unhörbaren) Musik, der *musica mundana*, die sich, laut dieser Anschauung, aus den Bewegungen der Himmelskörper, dem Ablauf der Jahreszeiten, und all den anderen Umweltperiodizitäten ergibt.

Claude Larre, "The empirical apperception of time and the conception of history in Chinese thought" in *Cultures and Time*. Paris, The Unesco Press, 1976, S.36.

Albert Mayr, *Von Zeiten und Leuten: am Beispiel Sarntal*. Dokumentarfilm (46') - RAI Bozen / PROFI Film, 1985.

Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1965, S. 41.

Heinz Zimmermann, *Sprechen, Zuhören, Verstehen in Erkenntnis- und Entscheidungsprozessen*. Stuttgart, Verlag Freies Geistesleben 1991, S. 92.

ZpM 12, August 2008 Der Rhythmus der Woche

Wochen anderswo

In dieser Ausgabe des ZPM beschäftigen wir uns mit der Woche. Natürlich ist unser Bezugspunkt die siebentätige Woche der jüdisch-christlichen Tradition – ein Zeitorganisations-Instrument, mit dem wir (fast) den ganzen Rest des Globus erfolgreich kolonisiert haben. Doch im Zuge der zunehmenden Auseinandersetzung mit uns nicht vertrauten Kulturen ist es vielleicht angebracht, sich umzusehen, wie dieses Jahres Unterteilungsmuster anderswo aussieht. Zumal für die uns vertraute Woche eigentlich nur ihr Ursprung in der biblischen Schöpfungsgeschichte spricht, deren Zeitmuster wiederum die jüdisch-christliche Präferenz für die 7 widerspiegelt. Denn „natürlich“ ist an ihr relativ wenig. Während Tag, Monat und Jahr starke und bestimmende Umweltzyklen sind – die sich daher auch in unseren biologischen Rhythmen niederschlagen – läuft in der Natur kaum etwas im 7-Tage-Zyklus ab. Es wurde zwar die Existenz circaseptaner biologischer Rhythmen nachgewiesen, doch sind diese sehr viel schwächer als die den Jahres-, Monats- und Tagesrhythmen entsprechenden. Was spräche also dagegen (von den enormen praktischen Implikationen mal abgesehen), die 6-Tage-Woche der Abouré an der Goldküste zu adoptieren, die auch auf einen respektablen mythologischen Hintergrund verweisen kann: die sechs Unterredungen der heiligen Spinne mit Gott. Im Iran dagegen hielt sich lange Zeit eine 5-Tage-Woche, da die 5 in der assyrischen Tradition und Magie eine wichtige Rolle spielte. Die Kelten und wohl auch die Germanen kannten die „Mini“-Woche von 3 Tagen. Verschiedene andere Beispiele ließen sich anführen (und ich verweise z. B. auf die Arbeiten von Fritz Röck). Doch geht es nicht darum, einem müßigen Archäo-Exotismus zu huldigen, vielmehr um die Frage, welche Tagesgruppierung unserer Spezies eigentlich am Besten entspräche. Das Thema „Wie finde ich (endlich) meinen eigenen Rhythmus“ hat ja Hochkonjunktur, doch haben sich die Chronobiologen mit der Frage einer für den Menschen

optimalen Wochenlänge (einer auch zeitpolitisch relevanten Frage), so weit mir bekannt, nicht beschäftigt. Kurz erinnert sei an die 10-tägigen Wochen im Kalender der Französischen Revolution und an die 5-Tage-Wochen in Sowjet-Russland; beide waren artifizielle Produkte, denen nur kurze Lebensdauer beschieden war. Doch waren sie die bislang einzigen Versuche, säkularisierte und für ein wie auch immer verstandenes Gemeinwohl adäquatere Wochen zu schaffen.

Wer mehr über die Unterschiedlichkeit nationaler Wochenendkulturen erfahren möchte, sei hingewiesen auf das Buch „Die Welt am Wochenende“, 1994 hrsg. von Jürgen P. Rinderspacher, Dietrich Henckel und Beate Hollbach. (Siehe S. 13).

ZpM 13, Dezember 2008 Zeit-Not

Raumzeitbilder

Ein wichtiger Bereich lokaler Zeitpolitik ist es zweifellos, die Zeitwünsche und Raumzeitwünsche der Bevölkerung kennen zu lernen. Wer versucht, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, merkt oft, dass diese Wünsche, sofern es nicht um räumlichzeitlich-gesellschaftlich eng begrenzte Anliegen geht, recht diffus bleiben. Du Roy, Feys und Meyer stellten fest: „The capacity to imagine time is underdeveloped. A...reason for the difficulty and slowness of change is to be found in the extreme difficulty which we have in imagining time“ (Du Roy, Feys, Meyer 1988, S. 83). Diese Imaginations-Schwierigkeit hängt damit zusammen, dass wir kaum über geeignete, leicht zu handhabende Werkzeuge verfügen, um uns ein Bild (image) von Zeitlichem und Raumzeitlichen zu machen. 3D computergenerierte Datendarstellungen von Experten-Erhebungen (wie wir sie z.B. im Jahresbericht 2006 der Forschungsstelle Zeitpolitik von Hamburg sehen) sind natürlich von großer Nützlichkeit, aber nicht unbedingt jedermanns Sache. Was nötig wäre, sind relativ einfache, von jedermann einsetzbare Techniken, die es erlauben, das persönlich erlebte Zeit- und Raumzeitgefüge darzustellen. Aufgabe lokaler Zeitpolitik könnte (sollte?) es daher sein, solchen Techniken genügend Verbreitung zu verschaffen.

Hier möchte ich kurz zwei Beispiele vorstellen, die Ansätze in diese Richtung geben könnten. Es handelt sich (vielleicht bezeichnenderweise) um Arbeiten von Design-Studenten, bzw. einer Ex- Studentin. Erstes Beispiel: O. du Roy, J.C. Feys, A.V. Meyer: Towards a General Policy on Time. Brüssel: IECI Belgium, 1988. Time-Lab /Forschungsstelle Zeitpolitik, Jahresbericht 2006, Universität Hamburg, 2006. (a Abbildung in ZpM12: 12. Das zweite Beispiel: Abbildung 13: 13 (hier um 90°gedreht): ein kurzer Ausschnitt aus der Diplomarbeit von Silvia Wasner, FH Dornbirn. Es ist ein viel größer und ambitionierter angelegter Versuch, Aspekte des Zeiterlebens in ein graphisches Medium zu transponieren. Freilich würde es Wasners Zugriff besser verdeutlichen, wenn man mehr aus ihrer Arbeit zeigen könnte.

Der lange Sommer

Im Rahmen eines Zeitworkshops bei der italienischen Gewerkschaft CGIL wurden die

TeilnehmerInnen aufgefordert, ihr ganz subjektives Zeit-Bild eines Jahres zu zeichnen. Stefania, junge Delegierte und alleinerziehende Mutter, zeichnete diese Linie: (Zeichnung in ZpM 13: 14) Darauf angesprochen, warum in ihrer Graphik die zwei Sommermonate überproportional lang wären, meinte sie: „In diesen Monaten ist meine Tochter bei meiner Mutter“. (Nach verbreiteter Ansicht empfänden wir die stressigen Zeitspannen als lang und die entspannte als kurz, nicht so Stefania.)

ZpM 14, Juli 2009 Das Recht auf eigene Zeit

Das Recht auf die rechte eigene Zeit

Ungehalten klopfte der Maestro ab. „Langsamer, meine Damen und Herren, langsamer!“ Es war ein Liebhaberorchester, das da gemäßregelt wurde. Sie hatten noch nicht gelernt, blitzschnell auf den Taktschlag des (für sie neuen) Dirigenten zu reagieren und sich ihm ohne Murren zu fügen. Aber sie hatten das Stück ja schon so oft gespielt (mit ihrem „Hausdirigenten“, ebenfalls kein Profi), es sich in mühsamen Proben erarbeitet, und eben ihr „eigenes“ Tempo gefunden. Damit war nun nichts mehr. Aber, so hofften sie, beim nächsten Mal würden sie ihr Tempo schon durchsetzen. Die Aufführungskünste, zumal die Musik, sind, so scheint es, die letzte kleine Nische, wo das „rechte Zeitmaß“ noch ein Thema ist. Viel Druckerschwärze ist investiert worden, um zu erörtern, ob MM 80 oder MM 76 das rechte Tempo für einen bestimmten Beethovenschen Satz wäre. Zum Glück lässt sich das nicht von Experten verordnen, sondern hängt immer von vielen verschiedenen Faktoren ab. Im Wirtschaftsleben ist das Thema längst von der Devise abgelöst worden, je schneller (etwas erledigt, produziert werden kann), desto besser. Und, wollten wir (DGfZP) diesem Trend folgen, müssten wir alles dran setzen, um so schnell wie möglich der ökonomisierten Welt die eigene Zeit zu bescheren. Aber vielleicht sollten wir die Dinge nicht überstürzen. Und was verbindet die rechte Zeit überhaupt mit der eigenen Zeit? William Goody schreibt: „The individuality of our time sense determines a personal scheme for each of us, inseparable from our own identity“ (Goody 1988, S. 8). Dazu kommen natürlich, wäre hinzuzufügen, alle die Dinge, die wir durch das Leben in einem bestimmten soziokulturellen Kontext über die Zeit gelernt“ haben. Goody weiter: „But as we accept the existence of others similar to us, each with his own time-sense, as part of our notion of the world, we must admit the relativity of any such scheme“ (Goody a. a. O.). Ohne hier auf Goody's Thesen (und mögliche Einwände dagegen) einzugehen, lässt sich doch festhalten (wir wussten es ja ohnehin schon), dass Zeiterleben, und gerade Zeiterleben nach qualitativen Kriterien, eine höchst subjektive Sache ist. Und was für den Einen selbstbestimmte (eigene) Zeit ist (oder zu sein scheint), mag es für Andere nicht unbedingt sein. (Marienthal lässt grüßen.) Daher: Natürlich ist das Recht auf eigene Zeit als (bislang) abstraktes Desideratum zu unterstützen. Aber bevor wir uns an das Ausknobeln von Umsetzungs-Strategien machen, sollten wir vielleicht etwas genauer untersuchen, wer, wo, wann, was als eigene Zeit erlebt. Meine Soziologen-Freunde mögen mir verzeihen, doch die bisher üblichen Erhebungsmethoden scheinen mir dafür ungenügend zu sein; da wird, natürlich strikt quantitativ, gemessen, wie viel an fremdbestimmter bis (in verschiedenen Schattierungen) selbstbestimmter Zeit jemand pro Tag oder Woche verbringt. Das mag einen gewissen Überblick liefern, doch übersieht es Folgendes: Immer noch, freilich für die Einen mehr, für die Anderen weniger, gibt es in den als fremdbestimmt definierten Zeiträumen (wie abhängiger Arbeit) noch die

Momente des autonomen Gestaltens, oder, noch besser, des kooperativen, konstruktiven Gestaltens von Abläufen. Andererseits gibt es auch in den als selbstbestimmt geltenden Zeiträumen, etwa einem geselligen Beisammensein mit Freunden, die Momente, in denen wir die Abläufe intensiv als zeitlich fremdbestimmt erleben. Solche Momente mögen in ihrer Dauer sehr kurz sein, können aber trotzdem ein großes „Gewicht“ haben und auf die sie umgebenden, auch viel längeren Dauern „abfärben“. Kurz, es scheint, dass die Diskussion um die inneren und nicht nur äußeren Voraussetzungen und die Erlebnisqualitäten von eigener Zeit vielleicht noch nicht weit genug gediehen ist. Und ich möchte zum Abschluss eine Lanze dafür brechen, in diese Diskussion die Zeiterlebensmodalitäten von Randgruppen (wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen) in ihren Nischen stärker einzubeziehen.

William Goody, *Time and the Nervous System*. New York, Wesport, London: Praeger 1988. M. Jahoda/P. F. Lazarsfeld/H. Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal*, 1933.

ZpM 15, Dezember 2009 Stille Nacht ?

Gut Nacht!

Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmerung Hülle
So lieblich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Matthias Claudius

Nun, des Tages Jammer ist uns auch zweihundert Jahre nach Matthias Claudius erhalten geblieben, aber der Dämmerung (und der darauf folgenden Nacht) als stiller Kammer haben wir inzwischen mit Erfolg den Garaus gemacht. Zwar beschrieb Hermann Schmitz noch in den 60er Jahren den Übergang vom Tag zur Nacht folgendermaßen:

„Diese Änderung kann hauptsächlich in vier Skalen verfolgt werden: der thermischen, optischen, akustischen und kinetischen. Die Atmosphäre des Tages ist in diesen vier Skalen typischerweise betont nach den Seiten des Warmen, Hellen, Lauten und Schnellen; entsprechend ist die Atmosphäre der Abenddämmerung kühl, fahl, still und ruhig, die der darauf folgenden Nacht kalt, dunkel, still und ruhig“. (III,1. 154).

Spätestens heute mutet uns diese Beschreibung idyllisch an. Wir haben ja inzwischen „die Welt nach der Dunkelheit kolonisiert“, wie es Murray Melbin im Untertitel seines Buches *Night as Frontier* (s. S. XX) formuliert hat, und uns in der Nacht, die er mit einem zu erobernden Grenzland vergleicht, wohnlich eingerichtet.

Wenn Melbin diese Kolonisierung noch als zivilisatorischen Fortschritt deutet (was für unsere Spezies vielleicht – in Grenzen – zutreffen mag), hat sich inzwischen das ökologische Bewusstsein ein kleines Bisschen verfestigt und wir beginnen (oder sollten wenigstens beginnen), uns zu fragen, was denn diese Kolonisierung für die unzähligen anderen

Lebewesen um uns herum für Auswirkungen hat. (Diese Frage geht zugegebenermaßen über den engeren Rahmen von Zeitpolitik hinaus, aber trotzdem...)

Aus der Chronobiologie wissen wir, dass für zahlreiche Pflanzen- und Tierarten die Photoperiodizität (also der rhythmische Wechsel von Hell zu Dunkel zu Hell im Tages-, Jahreszeiten- und Jahreszyklus) ein primärer Zeitgeber für viele ihrer biologischen Funktionen ist. Bei den Pflanzen geht es dabei um Wachstum, Samen – und Fruchtentwicklung, usw. Bei den Tieren sind es Schlaf, Migration, Wechsel des Feder- oder Haarkleides, Reproduktion, u.a.m., die sich nach der Photoperiodizität richten. Wenn nun diese Periodizität auf Grund des fortschreitenden Verlusts der Dunkelheit aus den Fugen gerät, besteht die Gefahr, dass auch die biologischen Abläufe dieser Arten durcheinander kommen. Aber wir, als Herren der Schöpfung, gehen ja noch einige Schritte weiter. So wird z.B. in der industriellen Hühnerzucht den armen Tieren ein künstlicher, beschleunigter Tag- und Nachtzyklus aufgezwungen, um sie schneller vermarkten zu können.

Aber vielleicht sollten wir außerdem bedenken, dass es auch für uns wohl eine Verarmung bedeutet, wenn die Wahrnehmungsmodalitäten (eben auch die zeitlichen) des Optischen ihre Vorherrschaft bis in die Nacht hinein ausdehnen, in der wir früher auf das Akustische und Taktile (mit ihren so verschiedenen zeitlichen Modalitäten) zurückgreifen mussten.

H. Schmitz, System der Philosophie, 10 Bde., Bonn 1964 ff.

ZpM 16, Juli 2010 Zeitpolitik anstoßen

Kennst du das Land, wo Zeitpolitik blüht(e).....

Eine kleine Ketzerei zu Beginn: Vielleicht haben die Schwierigkeiten beim Anstoßen von Zeitpolitik (auch) damit zu tun, dass meist SozialwissenschaftlerInnen dahinter stecken. Zum Unterschied von NaturwissenschaftlerInnen, die sich schon manchmal über ihre Arbeit lustig machen, oder gar meinen KünstlerkollegInnen, sind SozialwissenschaftlerInnen meist recht ernsthafte Leute, wohl weil sie mit so ernsthaften, um nicht zu sagen traurigen Sachen zu tun haben: Diskriminierung, der schreienden Ungerechtigkeit in der Einkommensverteilung von Männern und Frauen, dem Zerfall des sozialen Zusammenhalts, usw. Da sich hauptsächlich SozialwissenschaftlerInnen mit der Gesellschaftszeit befassen, färbt dies auch auf das Thema ab: Gesellschaftszeit (und daher auch Zeitpolitik) ist demnach eine ganz ernsthafte Sache, der man (so scheint es) nur mit sorgendurchfurchter Stirn gerecht werden kann. Vielleicht ließe sich das korrigieren. Davon kurz später.

Eigentlich hatte ich ja unserer Chefredakteurin ein paar Impressionen (also keine flächendeckende Untersuchung) zum Stand der institutionalisierten Zeitpolitik in Italien angesagt, dem (einstmals) gelobten Land solcher Politik. Hier scheint sich der Impetus der 90er Jahre etwas verlaufen zu haben (von einigen Ausnahmen abgesehen). Vor meiner Haustür, in Florenz, ist das Schicksal des in den frühen 90ern ins Leben gerufenen und mit gar vier Mitarbeiterinnen bestückten kommunalen Zeitbüros ein trauriges: es gibt es nicht mehr. In der Nachbarstadt Prato fiel das Zeitbüro kürzlich dem Machtwechsel in der Stadtverwaltung (von Links nach Rechts) zum Opfer. Zur Erinnerung: In den späten 80er Jahren hatten die (damals) KPI-Frauen einen Gesetzesvorschlag mit dem anspruchsvollen Titel "Die Frauen ändern die Zeiten" eingebracht. Ein Artikel daraus wurde zum Staatsgesetz:

Er erteilte den Bürgermeistern die Kompetenz, für ihre Kommunen einen Zeitordnungsplan erstellen und durchführen zu lassen. Dem vorausgegangen waren einige Pilotprojekte in Modena und Reggio Emilia. Da das erwähnte Staatsgesetz ohne Durchführungsbestimmungen und Finanzierungsplan verabschiedet worden war, setzte in vielen Regionen eine rege Tätigkeit – mit beachtlicher medialer Präsenz – ein, um diesem Mangel abzuwehren und die zeitpolitischen Initiativen der Kommunen zu ermöglichen. Dieser Impetus ist, wie gesagt, verflogen. Das soll nicht heißen, dass in einigen Städten wie Mailand, Bergamo, Modena, Rom (in letzterer beschäftigt man sich jetzt laut Auskunft hauptsächlich mit den sogenannten Zeitbanken) und anderen die Zeitbüros nicht weiterhin funktionierten. Doch im allgemeinen Diskurs ist Zeit einfach kein Thema mehr.

Im Augenblick mag das angesichts der Finanz- und Wirtschaftskrise und anderer Malheurs, nicht verwundern. Doch schon in den ersten Jahren schien das Thema auch bei vielen fürs Zeitpolitische verantwortlichen VerwaltungsbeamtInnen nicht so richtig gegriffen zu haben. (So nannte eine Beauftragte in einer kleineren Kommune auf meine Anfrage hin Zeitpolitik "einen Blödsinn".) Das soll hier nicht weiterverfolgt werden. Sicherlich wurde versäumt (um an die Ketzerei am Anfang anzuschließen), ein Manko unserer jüngsten Kultur auszugleichen, in der mit Zeit hauptsächlich negative Vorstellungen verbunden werden, wie Knappheit, Bedrängnis, Hetze. Es wäre wohl auch eine Aufgabe von Zeitpolitik, darauf hinzuweisen (und damit schon in den Schulen zu beginnen), dass die Beschäftigung mit Zeit auch Freude und Spaß machen kann. Außerdem, heute nicht unwichtig: die Freude an der Zeit muss nichts kosten.

ZpM 20, Juli 2012 Warten müssen

Warten! Kunststück!

Einige Aktionen des chinesischen Künstlers Pak Shueng-chuen bestehen hauptsächlich aus Warten. So stellt er sich z.B. abends vor ein Wohngebäude und wartet, bis alle Lichter ausgehen (natürlich mit detaillierter Foto-Dokumentation). In *Waiting for a Friend (Without Appointment)* begibt er sich, ohne vorherige Planung, an eine U-Bahn-Station, oder in die Ankunftshalle des Flughafens und wartet einfach, ob vielleicht jemand aus seinem Freundeskreis auftaucht. Ein, wie ich finde, bemerkenswertes statement gegen eine Zivilisation, in der Warten so ziemlich unten durch ist.

Natürlich gibt es bestimmte, negative Formen des Wartens, die in dieser Ausgabe des ZpM zur Sprache kommen, wie das (zu lange) Warten auf eine dringende ärztliche Behandlung, oder einen Gerichtstermin; sie zeigen strukturelle Dysfunktionen auf, untermauern meist auch sehr klar Klassenunterschiede und wären zu beheben.

Doch bleiben wir bei den ‚kleinen‘, alltäglichen Spielarten des Wartens, am Schalter, am Bahnhof, und Ähnlichem. Auch hier gilt ja: Warten? Pfui! Dabei hat Karlheinz A. Geißler in *Lob der Pause. Warum unproduktive Zeiten ein Gewinn sind* (2011) eine Lanze für solche vermeintlichen Abfallzeiten gebrochen. Aber nein, Unternehmen und Ratgeber-Autoren

empfehlen uns eindringlich ihre Produkte, bzw. Rezepte, um das Warten, da es sich ja nun nicht ganz aus der Welt schaffen lässt, angenehmer und/oder produktiver zu gestalten, etwa durch warte-spezifische Möbelgarnituren, oder Warte-Apps. Brian Eno hat es sich schon vor über dreißig Jahren zum Ziel gesetzt, durch seine *Music for Airports* das Warten dort zu behübschen, mit großem kommerziellem Erfolg.

Aber wollen wir uns mit solchen Strategien zufrieden geben? Statt beflissen so zu tun, als ob wir gar nicht warteten, oder uns mit den Behübschungen zu trösten, könnten wir einfach zulassen, dass uns Warten auf unsere jeweilige zeitliche Befindlichkeit zurückwirft, mit der wir zu Rande kommen müssen. Das kann – manchmal – eine Gelegenheit sein, uns raum-zeitlich und rhythmisch sozusagen aufzustellen. Wir können uns etwa auf den raum-zeitlichen und sozialen Kontext besinnen, der vor dem Warten lag, ihn mit dem augenblicklichen vergleichen, und uns – soweit möglich – auf den einstellen, der nach dem Warten auf uns zukommt. Also ein, wenn man so will, kompositorischer Zugriff auf das Warten und sein Umfeld. Und das führt uns irgendwie wieder zurück zu Pak Shueng-chuen.

ZpM 21, Dezember 2012 Mehr Geld oder mehr Zeit

Ohne Geld kann man (zur Not) leben, aber ohne Zeit?

Bemerkungen eines zeitpolitisch Extra-Territorialen

Norbert Elias schrieb:

"... Probleme ergeben sich teilweise oder ganz aus dem Umstand, dass gewisse eingefahrene und akzeptierte Formen des Redens und Denkens den Zugang zum Problem der Zeit...verstellen." („Über die Zeit“,1988, S .67).

Eine dieser eingefahrenen und akzeptierten Formen geht, so heißt es, auf den sonst sympathischen Benjamin Franklin zurück, und hatte und hat (wenigstens aus der Sicht einer winzigen Nische, der Aufführungskünste) ziemlich verheerende Folgen: *"Zeit ist Geld"*. Zeit wäre also auf die gleiche simple Art verrechenbar wie Geld, ja auch wie dieses - im Rahmen einer 'rationalen' und tugendhaften Lebensführung - zu verrechnen. Wer sich auch nur ein Wenig mit Aufführungskünsten beschäftigt hat, weiß, dass dort derartige Rechnereien überhaupt keinen Sinn machen. Nehmen wir, spaßeshalber, auch den Sport dazu. Nach obiger Logik müsste der schnellste Läufer am wenigsten verdienen, da er ja die kürzeste Zeit "gearbeitet" hat.

Zurück zu Elias:

"Beim Nachdenken über das Problem der Zeit wird man leicht von der substantivischen Form des Begriffs fehlgeleitet (...). Wenn es im Deutschen eine verbale Form des Zeitbegriffs gäbe, also etwa den Ausdruck "zeiten" (analog dem englischen timing)dann wäre der instrumentelle Charakter der Zeit (oder des "Zeitens") unverkennbar." (S. 7-8).

So aber suggeriert das Substantivum, dass Zeit etwas wäre, das man hat und verwaltet, während die Verbalform anklingen ließe, dass man gut oder schlecht "zeiten" kann. Beim Geld hingegen lässt sich eine Verbalform schwer vorstellen. Schließlich: Wir waren und sind,

im Westen jedenfalls, recht erfinderisch, wenn es um (mehr oder weniger saubere) Tricks geht, aus Geld noch mehr Geld zu machen - die Folgen sind bekannt. Doch niemandem ist es bislang gelungen, mit (mehr oder weniger sauberen) Tricks aus Zeit noch mehr Zeit zu machen. Sind wir einfach zu dumm dafür, oder hapert es doch mit Zeit=Geld?

Doch zum Thema dieser Ausgabe: Natürlich ist es positiv, wenn Arbeitnehmer, besonders jüngere, einen geringeren Verdienst zu Gunsten von mehr arbeitsfreier Zeit in Kauf nehmen. Es signalisiert ein Umdenken und lässt hoffen, dass das so dumme Statussymbol des "Keine-Zeit-Habens" sich bald verflüchtigt. Was den (zugegebenermaßen diesbezüglich privilegierten) Aufführungskünstler halt immer noch bedrückt, ist, dass offensichtlich die Dichotomie zwischen "Arbeitszeit" - also substantiell entfremdeter und entfremdender Zeit - und "freier" Zeit grundsätzlich erhalten bleibt. Der nächste Schritt wäre, so bleibt zu hoffen, dass *timing* nicht nur, wie bislang, der Profitmaximierung dient, sondern dass wir innerhalb und außerhalb der Arbeit zu einem für uns selber und die Menschen um uns zufriedenstellenden, ja gratifizierenden "Zeiten" finden.

Freilich, angesichts der, (außerhalb Deutschlands), erschreckend hohen Arbeitslosenzahlen, ist in Bälde kaum damit zu rechnen.

ZpM 2022, Juli 2013 Demokratie braucht Zeit

Eine ganz und gar unstaatsmännische Glosse zur Demokratie

Wir in den Industriestaaten leben in einer immer mehr ästhetisierten Umwelt; von der Zahnbürste zum Auto, von der Webseite des Käseherstellers zum Bikini, alles ist einem aufwändigen Design-Prozess unterworfen. Und ob es uns bewusst ist oder nicht, bestimmt der – subjektiv erlebte – ästhetische Aspekt unsere Kaufentscheidungen, und nicht nur diese. Alltagsästhetik betrifft also nach allgemeinem Verständnis primär die statische visuell-räumliche Komponente der Dinge, die uns umgeben und mit denen wir umgehen. Kevin Melchionne hält dagegen: „...everyday aesthetics is restricted to the aspects of our lives marked by widely shared, daily routines or patterns to which we tend to impart an aesthetic character“ (1). Er bezieht also den zeitlichen Aspekt mit ein. Ohne jetzt im Einzelnen den weitverbreiteten patterns nachzuspüren, denen wir einen ästhetischen Charakter zu verleihen suchen, lässt sich feststellen, dass die Abläufe der Politik, wie Politik im Allgemeinen, gegen Ästhetik extrem resistent zu sein scheinen. Ich weiß, wir denken mit Schaudern an die großangelegten Initiativen mit ästhetischem Anspruch der totalitären Staaten.

Aber muss denn demokratische Politik unbedingt so unerträglich unschön sein, müssen sich die wenigen Versuche, sie attraktiver zu machen, in tolpatschigen Volksfest-Plagiaten erschöpfen? Wer, wie der Schreiber Dieses, selbst parteipolitisch aktiv war oder ist, weiß, wie viel aufopferungsbereites Sendungsbewusstsein es braucht, um die verschiedenen Rituale durchzustehen (die ja auch keine richtigen Rituale sind, da der formale Aspekt brach liegt).

Eine der Utopien der 1970er Jahre war, Politik in die Alltagsabläufe aller irgendwie einzubeziehen. Da wurden die verschiedenen Lebensbereiche auf ihre politische Valenz abgeklopft und nach neuen, auch zeitlich neuen, Formen politischen Tuns gesucht.

Inzwischen zelebriert Politik wieder ihre selbstbezogene, unattraktive Zeitlichkeit und schert sich wenig darum, wie ihre Abläufe und Rhythmen das Leben bereichern statt erschweren könnten.

Und dann beklagt man die Politikverdrossenheit der jungen Leute, denen gerade die Wirtschaft eine (sicherlich fragwürdige) Alltagsästhetik übergestülpt hat.

Kevin Melchionne, *The Definition of Everyday Aesthetics*.
www.contempaesthetics.org/pages/article.php?articleD=663

ZpM 19, Dezember 2011 Kinderbetreuung rund um die Uhr

(Kinder-) Herzen im Einklang

Nein, es ist nicht die Kurzfassung eines Groschenromans, die ich Ihnen hier zumute, aber der Titel trifft schon – cum grano salis – worum es geht. Von dem amerikanischen Komponisten R.I.P. Hayman gibt es das Stück HEARTWHISTLE, da geht es, unter anderem, darum, dass die Spieler ihren Pulsschlag (anderen) hörbar machen. Ich habe das Stück oft mit recht verschiedenen Gruppen aufgeführt (erstaunlich, welche Schwierigkeiten manche Leute haben, ihren Pulsschlag zu finden). Meist (allerdings nicht immer) stellt sich, wie zu erwarten, Phasenkopplung (entrainment) ein, die Herzen beginnen, mehr oder weniger synchron zu schlagen. Erwachsene finden das im Allgemeinen nur amüsant. Ich habe das Stück, in etwas vereinfachter Form, auch mehrmals mit Kindern (so zwischen 9 und 12 Jahren) gespielt. Für sie ist es oft eine wichtige Erfahrung, dass etwas von ihnen, ein Körperrhythmus, um den sich, außer im Krankheitsfall, niemand kümmert, zum wesentlichen Bestandteil einer künstlerischen Arbeit wird, dass eine ihrer ganz privaten Zeiten im Mittelpunkt steht. Auch der Phasenkopplung und dem praktisch ohne Mühe hergestellten rhythmischen Einklang können sie Einiges abgewinnen. Jedenfalls sind sie viel ernsthafter bei der Sache als die Großen. Worauf ich hinaus will: Natürlich ist es wichtig, das Zeitgefüge, in dem Kinderleben sich abspielt, in seinen strukturellen Gegebenheiten zu verbessern. Daneben sollten auch mehr Gelegenheiten geschaffen werden, in denen Kinder ihre Zeiten und Rhythmen spielerisch-künstlerisch einbringen können. Damit sie dann als Erwachsene nicht sündteure Seminare brauchen, um „ihren Rhythmus“ zu finden. Und der Weg zu einer sinnvollen zeitlichen Mitbestimmung – die ja auch Kindern zu Gute kommen sollte – führt über das Erkennen der eigenen zeitlich-rhythmischen „Persönlichkeit“.

ZpM 27, Dezember 2015

PAZIENZA!

„Solche Heilungsprozesse sind mühsam und eine Geduldprobe“ schrieb ein Bekannter, dem ich von meinem Muskelriss + Bluterguss + ... im Bein berichtet hatte. Wie wahr! Abgesehen von den Schmerzen dauert alles, was auch nur beschränkte körperliche Fortbewegung erfordert, mindestens dreimal so lange, als man es gewohnt war. Man kann sich zwar

einreden, das schleppend langsame Gehumpel zum Zeitungskiosk oder zur Espresso-Bar nebenan erhöhe das Kontemplationspotenzial, aber so sehr hilft das auch nicht. Dann: Reisen, Treffen, auf die man sich gefreut hatte, absagen müssen, und auch das moderate Rentnerwandern geht nicht mehr. Italiener kommentieren sowas oft mit „Pazienza!“. Pazienza heißt zwar auch Geduld, geht aber, mehr als im Deutschen, über den zeitlichen Aspekt hinaus. „Pazienza“ (von patire: erleiden, erdulden) gilt es also zu haben, wenn man sich nicht in sterilem Aufbegehren erschöpfen will, und ist die Reaktion auf Missgeschicke, auf Unvorhergesehenes, reales oder imaginäres Unrecht, das sich eben nicht abwenden oder ändern lässt, das erduldet werden muß. Auch im christlichen Katalog der Tugenden beinhaltet Geduld, Unbill ohne wildes Lamentieren zu ertragen. Es ist bemerkenswert, dass die Geduld das einzige, christlicherseits (aber auch von anderen Religionen) empfohlene, zeitbezogene Verhalten zu sein scheint, das den Rang einer Tugend hat. Dagegen hat es die, für die protestantische Ethik charakteristische, säkulare „Tugend“ des sparsamen und produktivitätsorientierten Umgangs mit der Zeit nicht in die religiösen Tugend-Charts geschafft. Also können wir ruhig etwas Misstrauen hegen gegenüber dem Motto „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen“, mit dem Enno Neumann die Zeitstruktur der protestantischen Ethik kennzeichnet¹. Doch inzwischen hat Geduld, wegen des allgemeinen Beschleunigungs-Wahns, ein ausgesprochen uncooles Image. Geduld ist etwas für Leute, die weder Geld noch Macht haben, die auf die öffentlichen Verkehrsmittel warten, in den Ämtern Schlange stehen, und bei Terminen dem Zeitpunkt entgegen fiebern müssen, in dem der/die Mächtige endlich geruht, sie zu empfangen. Wer Geld hat, nimmt Taxis, wer Macht hat, lässt die Anderen warten. Doch wie meinte Baruch de Spinoza im XVII. Jahrhundert: „Geduld ist die Tugend der Glücklichen“. Vielleicht hatte er nicht so ganz Unrecht.

Enno Neumann, Das Zeitmuster der protestantischen Ethik. In Rainer Zoll (Hg.): Zerstörung und Wiederaufbau von Zeit. Frankfurt/M 1988, 160-171.

ZpM 29, Dezember 2016

Zeit, sprachlich und nicht sprachlich

Inzwischen schauen wir ja für alles Mögliche ins Netz. So habe ich kürzlich ‚Zeit verlieren‘ gegoogelt: Millionen Treffer im Deutschen, Englischen, Italienischen und Französischen. Hunderte Ratgeber, die uns zu zeigen vorgeben, wie wir uns von dem in unserer Zivilisation abscheulichsten Fehlverhalten befreien können. Aber haken wir mal nach. Können wir Zeit wirklich verlieren? Oder ist es nicht eher so, dass die unselige Gleichung „Zeit ist Geld“ sich in beklagenswertem Ausmaß im Sprachgebrauch niedergeschlagen hat. Verben wie gewinnen, verlieren, sparen, vergeuden usw., die, wenn sie das Geld betreffen, durchaus zutreffend sind, werden bedenkenlos auf die Zeit angewandt, wo sie entschieden weniger Sinn machen. Nehmen wir ‚verlieren‘: Wenn wir € 200 verlieren, durch Diebstahl oder eine missglückte Transaktion, haben wir eben um diesen Betrag weniger in der Brieftasche oder auf dem Konto. Doch wenn wir sagen: „Jetzt habe ich zwei Stunden verloren“, heißt das ja nicht, dass jemand (z.B. die Parze, die laut Wilhelm Busch in einer Wolke sitzt und sich um unseren Lebensfaden kümmert) diesen unseren Faden um zwei Stunden verkürzt hat; es bedeutet eher, dass wir uns für zwei Stunden in einer Situation befunden haben, die uns, aus verschiedenen Gründen, nicht zugesagt hat, oder die für das, was wir eigentlich vorhatten,

nicht das Richtige war. Verloren haben wir die Stunden nicht. Unsere biologischen Rhythmen liefen munter weiter, auch emotional und geistig waren wir ‚da‘, und sei es nur, um uns zu ärgern.

Ahnliche Einwände lassen sich gegen die weiteren, üblichen Zeit/Geld – Ausdrücke anführen: Zeit gewinnen, sparen, vergeuden, usw. Doch gibt es auch andere Gründe, außer der Zeit=Geld-Gleichung, dafür dass diese Ausdrücke so bedenkenlos verwendet werden. Als Komponist erlebe und denke ich die Welt um mich herum als polyphones Gefüge, und so drängt sich die Vermutung auf, dass die Sprache (oder jedenfalls unser Sprachgebrauch) als primär monophones Medium dazu verleitet, das Lineare an der Zeit hervorzuheben. Deutlich wird das bei den Zeitbudget-Studien, wo der monofunktionale Einsatz von Zeit im Vordergrund steht. Giovanni Gasparini hat hervorgehoben, dass die Zeitbudget-Erfassungen „ bei der ‚äußeren‘ Zeit Halt machen,...und uns nichts über die ‚innere‘ Zeit sagen, also über die Rhythmen und die Qualität der jeweiligen Zeitabschnitte.“ (Gasparini 1996, 105, meine Übersetzung). Gasparini deutet also an, dass die übliche, „einschichtige“ Tätigkeits-Zuweisung für Zeitstrecken unbefriedigend ist. Denn nur selten sind unsere Zeitstrecken so strikt monophon, wie sie verhandelt werden, denn das, was neben, aber eigentlich ober- und unterhalb der jeweiligen ‚offiziellen‘ Tätigkeit passiert, an Gedanken, Gefühlen, wahrgenommenen (oder teilweise wahrgenommenen) Ereignissen, Interaktionen, gehört ebenso dazu, auch wenn es nicht „offiziell“ zu Buche schlägt und wir es oft nicht beachten. Schon als biologische Wesen sind wir polyphon. In unserem Organismus gibt es unzählige Abläufe, mit Periodendauern von Millisekunden bis Jahren, die aufeinander abgestimmt sein müssen. Auch die psychischen Schichten, die nach den Vertretern der Schichtheorien unsere Persönlichkeit ausmachen (z.B. drei Schichten bei Freud, sechs bei Rothacker) tragen mit ihrer jeweiligen Rhythmik (oder A-Rhythmik) zur Polyphonie bei.

Sprache tut sich in der Beschreibung vielschichtiger zeitlicher Sachverhalte schwer, weil sie das, was zeitlich in der ‚Vertikalen‘ passiert, unweigerlich in die ‚Horizontale‘ biegen muß und so etwa Gleichzeitiges nur in aufeinander folgenden Worten beschreiben kann. Bildliche und klangliche Darstellungen hingegen haben mit der Vertikalen keine Schwierigkeiten. Bekanntlich wird inzwischen neben den geläufigen graphischen Darstellungen auch die Sonifikation in verschiedenen, meist naturwissenschaftlichen Disziplinen eingesetzt; einen Ansatz im Bereich Stadtplanung findet sich z.B. bei Adhitya und Kuskankare 2011. Es gibt auch den eher ungewöhnlichen Versuch von Eva Johannsson, das Notationssystem der Musik für die Darstellung mehrschichtiger sozialer Abläufe einzusetzen (Johannsson 1981). Hingegen wird Gesellschaftszeit fast ausschließlich sprachlich dargestellt, analysiert und geplant, mit den oben skizzierten Nachteilen. Vielleicht könnte man darüber nachdenken, das Instrumentarium zu erweitern.

Giovanni Gasparini (1996): *La dimensione sociale del tempo*. Mailand.

Sara Adhitya / Mika Kuunskanare (2011): The Sonified Urban Masterplan (SUM) Tool. Paper presented at the 17. International Conference on Auditory Display.

Eva Johanson (1981): How to Use Musical Notation or Modifications of Musical Notation to Improve Data Registration in Longitudinal Research. Paper presented at the Applied Criminology workshop, Tübingen.

Re-Rhythmisierung vs. Entgrenzung

Um uns gibt es in der unbelebten Natur so wie physikalische und chemische Grenzen auch klare zeitliche Grenzen: Wenn etwa Wasser ab einer bestimmten Dauer einer Temperatur unter 0 Grad ausgesetzt ist, gefriert es. In der belebten Natur sind zeitliche Grenzen fließender. So mag bei dem einem Exemplar einer Gattung der Grenzwert für das Überleben bei Nahrungs- und Wasserentzug bei sieben Tagen liegen, bei anderen Exemplaren kann sie niedriger oder höher sein. Früher waren auch in menschlichen Gesellschaften zeitliche Grenzen einigermaßen flexibel, auch weil verlässliche Geräte zur Messung von Dauern noch ausstanden. Räumliche Grenzen wurden ziemlich bald eindeutig festgelegt und ihre Nicht-Beachtung oft streng geahndet. Zwei Faktoren haben wahrscheinlich dazu beigetragen, dass sich in den letzten Jahrhunderten zeitliche Grenzen verfestigten: Da wir einerseits unsere Vorstellung von Zeit immer mehr verräumlicht haben und andererseits immer genauere Uhren zur Verfügung hatten, haben wir wohl angenommen, dass nur eindeutige zeitliche Grenzen (so wie sie im Räumlichen praktizieren) ein erträgliches Zusammenleben möglich machen. Zivilisatorische Prozesse scheinen (auch) darin zu bestehen, klare Grenzen zu setzen: zwischen staatlichen und sonstigen Hoheits- und Verwaltungsgebieten, zwischem Erlaubtem und Unerlaubtem, für Lautstärken und Fahrgeschwindigkeiten in Wohngebieten, so eben auch für Abgabe- und Durchführungstermine, Arbeits- oder Unterrichtszeiten gegenüber der sogenannten Freizeit. Durch die neuen technischen Möglichkeiten wurden besonders in der Arbeitswelt diese Grenzen mehr und mehr durchlöchert, und zwar nicht in Richtung von mehr Freiheit für die Arbeitnehmer, sondern (wegen der ungenügenden Vorbereitung der Arbeitnehmervertreter darauf) in Richtung größerer Abhängigkeit. Der andere Faktor ist das (schmerzliche) Bewusstsein unserer begrenzten Lebenszeit. Anscheinend denken wir, dass daraus eine zeitliche Begrenzung unserer Tätigkeiten folgen muss. Doch wenn auch unser Leben eine begrenzte Dauer hat, so ist der Ursprung des Lebens selber, wenn wir J. T. Fraser, dem Begründer der International Society for the Study of Time, folgen, primär ein rhythmisches Phänomen: „...Our most distant ancestors were molecular clocks whose frequencies fitted the spectral niches of their environmental periodicities. They drew from the environment the energy needed for their continued oscillations and assured thereby the partial autonomy of primordial life.“ Fraser 1978, 71.

Es stellt sich also die Frage, ob die aus der quantitativen Zeit-Anschauung sich ergebenden Grenzziehungen und Grenzen in absehbarer Zeit noch brauchbare Instrumente für die Gestaltung der Gesellschaftszeit sein werden. Vielleicht sollten wir nach anderen Werkzeugen Ausschau halten. Wir könnten versuchen, eingedenk unserer Vorfahren, uns die Abläufe, Ereignisverteilungen usw. um uns herum wie auch die, in die wir selbst verstrickt sind, als (mehr oder minder) rhythmisches Gefüge vorzustellen. Hier soll nicht auf die Jahrtausende alte Diskussion eingegangen werden, was Rhythmus ist und nicht ist, noch auf die ideologischen Verstrickungen des Terminus, etwa in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts. Nehmen wir einfach, frei nach Ludwig Klages, Rhythmus als die einigermaßen regelmäßige Wiederkehr des Ähnlichen. Zum Unterschied eben vom Takt, dem nach starrem Muster wiederkehrenden Gleichen. Natürlich lässt sich auch Rhythmisches quantitativ bestimmen: Periode, Amplitude, Phasenverhältnisse, usw. sind messbar. Doch im Unterschied zu Zeiten haben Rhythmen keine so leicht auszumachenden oder setzbaren Grenzen. Rhythmen „passen uns“ (individuell oder kollektiv) oder sie „passen nicht“. Und das kann von einer Vielzahl von Parametern abhängen, die sich zwar einzeln quantitativ

bestimmen lassen, aber deren (für uns) gelungenes oder nicht gelungenes Zusammenspiel sich kaum quantitativ erfassen lässt. Ein möglicher Ausgangspunkt für eine Re-Rhythmisierung unseres Tuns (und Denkens) wäre Hellmut Hultzsich's Forderung: „Jeder Leistungsvollzug birgt in sich die Möglichkeiten rhythmischer Gestaltung, jeder!“ (Hultzsich 1925, 37). Und rhythmische Gestaltung heißt nun eben nicht, sich den starren Takten von mechanischen oder digitalen Maschinerien oder abstrakten Regelungen unterwerfen zu müssen, sondern das menschliche Wechselspiel von Anspannung und Entspannung, von Arsis und Thesis, in den Leistungsvollzug (und nicht nur bei der Arbeit) einzubringen. Aber kennen wir unsere Rhythmen überhaupt? Denn wie sagte eine Gewerkschafterin bei einem meiner Workshops: „Ich hab gar nicht gewusst, dass ich auch einen Rhythmus habe.“

J. T. Fraser (1978): *Time as Conflict*. Basel und Stuttgart. Hellmut Hultzsich (1925): Eine Studienreise zu Ford. In: *Sächsische Industrie* Nr. 19.